

Ekklesiologie

In dem Maße, wie heute die allgemeine Gotteskrise (J.B. Metz) auch als Kirchenkrise sichtbar wird, wächst der Bedarf, das Verhältnis von christlicher Verkündigung und kirchlicher Wirklichkeit und Verfaßtheit erneut theologisch zu bestimmen. Unter den in den vergangenen Jahren zu diesem Fragenkreis erschienenen Arbeiten stehen im deutschen Sprachraum zwei umfangreiche Werke im Vordergrund, die nicht lediglich Fortschreibungen des ekklesiologischen Themenkanons bieten, sondern beanspruchen, mit eigenständigen Entwürfen die Diskussion entscheidend weiterzubringen.

Hier ist zunächst *Medard Kehls* Buch (Die Kirche. Eine katholische Ekklesiologie, Würzburg: echter 1992) zu nennen, das mittlerweile in dritter Auflage vorliegt. Kehls Projekt ist die systematische Ausarbeitung der *Communio-Ekklesiologie* des Zweiten Vatikanischen Konzils, die in den Konzilsdokumenten zwar für die Rede von der Kirche maßgebend ist, aber naturgemäß dort nicht als ein zusammenhängender Entwurf vorgestellt wurde. In einer Zeit, da die Polarisierung zwischen Vertretern einer Restauration vorkonziliarer Verhältnisse und Befürwortern der Weiterführung der Reformansätze des Konzils immer deutlicher wahrnehmbar wird,

setzt Kehl seine Hoffnung darauf, mit einer unpolemischen, aber klaren Parteinahme für die konziliare *Communio-Ekklesiologie* zur innerkirchlichen Versöhnung beitragen zu können.

Ausgangspunkt dieses Ansatzes ist die Abkehr von der „christomonistischen Engführung“ (76), die lange Zeit die katholischen Ekklesiologien bestimmte und in Christus in erster Linie den Stifter und Gesetzgeber der Kirche sah. Wo es nun nicht mehr darum geht, mit Hilfe von exegetisch zweifelhaften „Stiftungsakten“ Jesu die katholische Kirche als die alleinige wahre Kirche Christi vorzuführen, kann die Ekklesiologie ihren Wurzelgrund in der *Communio der Heiligen Dreifaltigkeit* sehen lernen. Dabei kommt es Kehl in seiner Ausführung darauf an, daß die trinitätstheologische Perspektive nicht die Entfaltung eines absoluten Subjekts im Blick hat, sondern darum, „Gott konsequent als *Liebe*, als Gespräch, als Freundschaft, als Leben in Beziehung zu verstehen, das sich zwischen einem ‚Ich‘ und einem ‚Du‘ in der sie verbindenden Gemeinschaft eines ‚Wir‘ abspielt.“ (64) Von hier aus kann Kehl von der „dialogischen Kunst der Einigung“ (75) durch den Vater und Sohn vereinigenden Geist und so von der „Gleichursprünglichkeit“ von Einheit und Vielfalt sprechen, die innerhalb der

Kirche ihren analogen Widerhall finden (bzw. finden sollten) im In- und Miteinander von synodalen und hierarchischen Strukturen, in der Würdigung der unterschiedlichen Glaubensweisen (auch der anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften), im gleichberechtigten Nebeneinander von Amtsträgern und „Laien“ sowie im Priesteramt für Männer und für Frauen.

Kehls Verdienst ist es, die konziliaren Ansätze der *Communio-Ekklesiologie* endlich einmal in einem großen, systematisch und geschichtlich fundierten Entwurf zusammengeführt und die Linien bis in unsere Gegenwart ausgezogen zu haben. Zweifel melden sich dort, wo die trinitätstheologische Fundierung den Anspruch einer *Phänomenologie* der Kirche totalisierend konterkariert. Denn leider stehen die empirischen Abschnitte des Buches, die den gegenwärtigen Zustand der Kirche in den Blick nehmen, unverbunden-unverbindlich neben den theologischen Perspektiven, die davon nicht wirklich berührt werden, aber doch bestimmend bleiben. Theorie und Praxis interpretieren und korrigieren einander nicht wirklich, obwohl der Autor das behauptet. Man hat den Eindruck, daß diese theologische Sicht der Kirche auch noch „stimmen“ würde, wenn die kirchliche Realität vollkommen anders aussähe, als sie es heute tut. Insofern handelt es sich hier um eine „Ekklesiologie von oben“, wie man in Analogie zu christologischen Unterscheidungen formulieren könnte. Problematisch wird dieser Ansatz besonders dort, wo das Verhältnis der Kirche zu Israel berührt wird. Eine bleibende Berufung Israels, wie sie auch im Zweiten Vatikanum festgehalten wird, kann in der trinitätstheologischen Perspektive kaum ge-

dacht werden. Kehl zitiert zwar die entsprechenden Formulierungen des Konzils, aber sie erhalten in seinem Entwurf keine wirkliche Funktion. Vorherrschend bleibt die mehrfach wiederkehrende, erstaunlich unbefangene Verwendung der doch sehr prekären Redeweise von der Kirche als dem „wahren Israel“. Die Gefahr, daß Theologie im weit ausholenden systematischen Zugriff zur Ideologie wird, ist hier mit Händen zu greifen.

Besser gefeit gegen diese Gefahr ist *Jürgen Werbicks* origineller Versuch (Kirche. Ein ekklesiologischer Entwurf für Studium und Praxis, Freiburg: Herder 1994), seine Ekklesiologie auf dem Wege einer Diskussion all jener Metaphern zu entwickeln, die für die Kirche im Laufe ihrer Geschichte gefunden und verwendet wurden. Mit Thomas von Aquin geht Werbick davon aus, daß solche Bilder für die Theologie „nicht nur rhetorisch-poetische Figuren“ sind, sondern sich aufgrund der Transzendenz ihres Gegenstandes, die sich anders nicht zur Sprache bringen läßt, als notwendig erweisen. So enthalten solche Metaphern immer eine Grundspannung zwischen dem Subjekt und seinem Prädikat, das aus einem an sich sachfremden Bereich stammt. Wer sich an die Interpretation macht, muß herausfinden, „wie Subjekt und Prädikat trotz dieser *offensichtlichen* Unvereinbarkeit so zusammengehören, daß das sachbereichsfremde Prädikat das Subjekt nach der jeweiligen Bildlogik in erhellender Weise zur Sprache bringt.“ (38 f) Daraus ergeben sich spannungsreiche Auseinandersetzungen darüber, *wie* Realität angemessen zu sehen ist. „Spannung“ ist in diesem Zusammenhang ein Grundwort Werbicks: Die den Kirchenmeta-

phern inhärenten Spannungen verweisen auf Spannungen und Gegensätze in der Realität, auf die Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Ursprung und Fortentwicklung, zwischen menschlicher und göttlicher Seite eines sakramentalen Geschehens. Werbick plädiert dafür, diese Spannungen nicht zu glätten oder begrifflich aufzuheben, sondern sie wach und tätig wahrzunehmen; seiner Erfahrung nach wird Kirche „spannend“, wo diese Spannungen zum Austrag kommen dürfen. Theologie und Empirie geraten auf diese Weise eng aneinander, werden tatsächlich zu einer „Phänomenologie ekklesialer Wirklichkeiten“, besonders wo nicht ein einzelner Bildkomplex für den ganzen Entwurf maßgeblich wird, sondern die reiche Pluralität der Bilder immer neue Aspekte der vielgestaltigen Wirklichkeit Kirche vor Augen führt.

Werbick verfolgt die Entwicklung des semantischen Gehalts von Metaphern durch die Geschichte hindurch und registriert Bedeutungsverlagerungen genau: Nicht jeder, der vom „Leib Christi“ spricht, denkt gut paulinisch an Solidarität; nicht jede, die „Volk Gottes“ sagt, will Israel enterben, und nicht alle, die die Kirche eine „Dirne“ genannt haben, waren ihre Feinde. Als Kategorien für Urteile taugen all diese Bilder darum wenig; eher verhelfen sie zu gesteigerter Aufmerksamkeit für die Verantwortung jedes und jeder einzelnen, „daß Gott sichtbar werden kann am Weg der Glaubenden in den Fußspuren Jesu Christi.“ Hier gibt es aber offenbar kein „goldenes Zeitalter“ und keine Zeit des Abfalls; immer ist die Wirklichkeit, in der der Geist Gottes weht, wo er will, vielgestaltig, voller unterschiedlicher Haupt- und Seitenlinien. Das läßt sich kaum auf einen

oder wenige Begriffe bringen; darum systematisiert Werbick nicht, sondern verfährt narrativ, erzählt Geschichten von Jesus, den Aposteln, von der Kirche, von der Schuld der Gottesverdunkelung und vom Glück, von Gott gebraucht zu werden ...

Diese Vielfalt der Bilder und Kirchenerfahrungen mündet bei Werbick schließlich in eine Meditation der Sakramentalität der Kirche, mit deren Hilfe vielleicht am ehesten eine Einheit in der Vielfalt zu erkennen ist. „Die Kirche ist wirksames Zeichen, aber nicht Selbstoffenbarung des heilschaffenden Gottes: Gottes Geist ist in ihr eben nicht 'in seinem Element', so daß er hier unverfälscht zur Geltung käme; vielmehr ist er in der Kirche nur so gegenwärtig, daß er sie im unablässigen Kampf gegen menschliche Eigensucht und ‚christlichen‘ Klein-Glauben immer wieder neu zum Leib Christi zu formen versucht.“ (429f)

Werbicks Leistung besteht darin, eine Ekklesiologie unter Verzicht auf Systembegriffe vorgelegt zu haben, die eine wesentlich detailreichere und kritischere Darstellung ermöglicht. Bereits im neutestamentlichen Schrifttum stellt Werbick z.B. einen bisher wenig diskutierten Umschlag von der paulinischen Vorstellung der „ekklesia“ zum „oikos“ Gottes in der nachpaulinischen Briefliteratur fest. Dabei handelt es sich offenbar nicht lediglich um eine sprachliche Akzentverschiebung, sondern um „eine bedeutsame Neuorientierung auf einen anderen sozial-kulturellen Bezugsrahmen hin“ (195). Die griechisch-römische Ordnungsgröße des oikos löst das bisherige Modell für die christlichen Hausgemeinden, die „collegia“ genannten römisch-hellenistischen Verbände, ab.

Damit werden die eher egalitären, charismatisch bestimmten Strukturen der Hausgemeinden von den naturrechtlich sich begründenden Über- und Unterordnungsverhältnissen des Hellenismus überformt. Nicht mehr die „freien Charismen“, sondern zuallererst die Autorität des „paterfamilias“, des Hausherrn, bestimmen das Leben der Gemeinde. Diese Anpassung an das hierarchisch-patriarchalische Hausideal der Umwelt interpretiert Werbick als Schutzreaktion, nachdem sich die Freiheit und Gleichheit der Christusgläubigen, wie sie bei Paulus aufscheint, deutlich als Provokation für das Staatswesen herausgestellt hatte.

Auf dieser Linie liegt in der weiteren Entwicklung schließlich auch die Verdrängung der Frauen aus der gemeindlichen Leitungsverantwortung. Dies geschah aber weder zwangsläufig noch ohne Widerspruch. Eine Darstellung der Geschichte der Kirche, die hierbei nur darauf achtet, strukturelle Kontinuitäten aufzuweisen, bleibt blind für die oppositionellen Positionen in den Ortskirchen (die eventuell alternative Entwicklungen signalisieren könnten) und ist in der Gefahr, dem jeweils erreichten Faktischen eine Normativität zuzuschreiben, die nicht per se begründet ist. So kann Medard Kehl konsequenterweise am Ende seines Buches lediglich einige theologische Argumente für die Zulassung von Frauen zum Priesteramt anführen, während Jürgen Werbick von einer innerkirchlichen Konfliktgeschichte zu berichten weiß, die bis in die Anfänge zurückreicht. Solche Geschichten sind Nahrung für einen langen Atem, der mehr denn je gebraucht wird.

Norbert Reck

Abschließend seien noch drei Veröffentlichungen aus dem Matthias-Grünewald-Verlag erwähnt, die je auf ihre Weise die aktuelle ekklesiologische Debatte bereichern:

Rechtzeitig zum 70. Geburtstag von Joseph Kardinal Ratzinger, dem Vorsitzenden der Glaubenskongregation, erschien eine beachtliche und durchwegs solide gearbeitete Dissertation (betreut von Prof. Theodor Schneider in Mainz): *Thomas Weiler, Volk Gottes – Leib Christi. Die Ekklesiologie Joseph Ratzingers und ihr Einfluß auf das Zweite Vatikanische Konzil*. Mit einem Geleitwort von Joseph Kardinal Ratzinger, 400 S., kt. Erstmals liegt damit eine gründliche und detaillierte Untersuchung über das Kirchenverständnis des jungen Theologen Ratzinger und dessen Einfluß auf das Zweite Vatikanische Konzil vor. Der Autor zieht zwar insofern die Linien bis zur Gegenwart aus, als er anhand ausgewählter Zitate aus den späteren Schriften Ratzingers dessen Kritik an einer bestimmten Interpretation des Konzils miteinbezieht, doch eine systematische Konfrontation des „frühen“ mit dem „späten“ Ratzinger erfolgt leider nicht mehr. Dies hätte einer eigenen Untersuchung bedurft. So ist Weilers Arbeit nicht so sehr als Ratzinger-Monographie, sondern vielmehr als ein Beitrag zum Verständnis des Zweiten Vatikanums zu würdigen.

Beachtung verdient auch die Habilitationsschrift des Moltmann-Schülers *Miroslav Volf, Trinität und Gemeinschaft. Eine ökumenische Ekklesiologie*, 308 S., kt. (in Kooperation mit dem Neukirchner Verlag). Nach meinem Überblick ist dies der erste Entwurf einer „ökumenischen Ekklesiologie“. Der Autor kommt selbst aus der freikirchlichen Tradition.

Systematisch orientiert er sich am Communio-Begriff als dem zentralen Stichwort des ökumenischen Gesprächs seit Mitte der 80er Jahre, den er in Übereinstimmung mit der orthodoxen und katholischen Tradition zur trinitarischen Communio in Beziehung setzt. Dieser systematische Ausgangspunkt macht es ihm möglich, einen ekklesiologischen „Holismus“ orthodoxer und katholischer Provenienz ebenso scharf in den Blick zu nehmen wie die kongregationalistischen und individualistischen Tendenzen seiner eigenen Tradition. Natürlich bleibt eine Reihe von Fragen offen, vor allem im Hinblick auf die grundsätzliche Möglichkeit und Sinnhaftigkeit, die Communio der Kirchen trinitätstheologisch zu begründen. Aber allein schon das Unterfangen, in einem echt ökumenischen Bemühen die jeweils anderen systematisch-theologisch ernst zu nehmen, ist verdienstvoll. Wie der Untertitel „ökumenische Ekklesiologie“ präzise aufzufassen ist, drückt der Autor selbst folgendermaßen aus: „... nicht im Sinne eines Konstrukts, das alle Traditionen heranzieht und dabei in keiner wirklich verwurzelt ist, sondern in dem Sinne, daß alle größeren Themen dieser unzweideutig protestantischen ekklesiolo-

gischen Melodie von katholischen und orthodoxen Stimmen bereichert wurden“.

Nicht um die Systematik, sondern vielmehr um die empirische Basis einer Communio-Ekklesiologie geht es einem Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse im kommenden Oktober innerhalb der Reihe „Forum Weltkirche. Entwicklung und Frieden“ publiziert werden: *Ludwig Bertsch / Hermann Janssen / Marco Moerschbacher (Hg.)*, Alternativen zur traditionellen Pfarrstruktur. Die Communio-Ekklesiologie und ihre Rezeption in Afrika, Ozeanien und Europa, ca. 296 S., kt. Die Studie macht uns mit Kirchen in Regionen vertraut, die bei uns wenig bekannt sind, geschweige denn theologisch ernst genommen werden. Deutlich werden auch die Grenzen der Übertragbarkeit von Gemeindemodellen, was deren Relevanz für die Kirche insgesamt und deren visionäre Kraft aber keineswegs schmälert. Gerade die Einbeziehung Europas gibt dem Band pastoral-theologisches Gewicht. Die Fragen, die sich aus dem empirischen Befund für eine Communio-Ekklesiologie ergeben, hat präzise Ludwig Bertsch SJ in seinem Schlußbeitrag formuliert.

Bruno Kern